

18. Juni 2025

I

(Nebenan das Gymnasium am Münsterplatz. In den Pausen lautes Geschrei. Schüler laufen die Münstergasse hinunter auf die Freie Straße. Sie schlendern oder schlurfen oder sie laufen mit diesem wiegenden Gang, als würden sie zu einem Ausflug aufbrechen.)

„Die Wohnung gehörte mal unserem Uronkel Sam. Komischer Vogel.“

„Was hat er in Paris gemacht?“

„Geschrieben. Theaterstücke und so. Hat sogar mal einen Preis gewonnen. Ich glaube den Friedensnobelpreis“

„Wow!“

„Ja, wegen Nordirland“

„Coole Socke“

„Vom Preisgeld hat er die Wohnung gekauft.“

„Hatte er keine Kinder?“

„Nee, nur einen guten Freund. Der kam aber zum Schluss nicht mehr. Deshalb ist die Wohnung im Testament an uns gegangen“

„Optimal gelaufen.“

Samuel Beckett sagte einmal (ich weiß nicht zu wem und wann):

„Künstler sein heißt in einem Maße scheitern, in dem kein anderer zu scheitern wagt.“

Jedes Mal, wenn ich in Paris bin, muss ich ins 14. Arrondissement. Boulevard Saint Jacques 38. Hier hat in der siebten Etage der irische Schriftsteller zum Schluss gelebt. Auf dem Briefkasten steht noch immer sein Name. Vielleicht haben seine Neffen und Urneffen (Kinder hatte er keine) in einer Familiensitzung entschieden, die Wohnung zu behalten. Samuel Beckett kam aus einer vermögenden Familie; der Vater war Bauunternehmer. Wenn die Nachkommen alles richtig gemacht haben,

bauen sie weiterhin in Irland und müssen die Pariser Immobilie nicht veräußern.

Was dieser Uronkel einmal geschrieben hat, fällt noch immer aus der Zeit. Es ist beruhigend, dass es in solch tüchtigen Familien immer mal wieder ein Mensch aufpoppt, der sich grob gesagt für's Geistige zuständig erklärt und den man für die längste Zeit seines Lebens für einen Spinner und armen Schlucker halten muss.

Die Pariser Wohnung hatte zwei separate Eingänge. Stahl sich seine Frau Suzanne davon, wenn sie mal wieder genug von ihm hatte? Oder Sam? Oder beide? In welchem Treppenhaus begegneten sie sich? Warum dieser zweite Eingang?

II

Zu Schulzeiten war eine der mächtigsten Antworten auf die Welt der Erwachsenen die Lektüre von Samuel Beckett. Oder der Besuch einer Aufführung seiner Theaterstücke. Auf welche Mätzchen auch immer mich diese Erwachsenenwelt abrichten wollte: Mit Beckett konnte mir nichts mehr passieren.

„Lohnt alles nicht. Ist völlig absurd. Zum Schluss fällst du ins Grab und das war's.“

Ganz in diesem Sinne hatte auch jemand im Kollegiengebäude III der Uni Freiburg auf das Paneel des Aufzuges in Blockbuchstaben mit Edding gekritzelt:

GEBURT. MALOCHE. KONSUM. FICKEN. KISTE.

Managementfassungen können manchmal ganz schön demotivierend sein.

Trotzdem muss ich Sam in einem entscheidenden Moment untreu geworden sein. Bin ich über seinem *Endspiel* eingeschlafen? Als ich die Augen wieder öffnete, war es zwei Jahrzehnte später. Ich steckte irgendwo im Mittelbau eines großen Unternehmens. Um mich herum waren tüchtige Menschen oder solche, die tüchtig einen auf tüchtig

machten. Wenn ich jetzt an Irland dachte und an Dublin, dachte ich an den Dreilettercode des Flughafens oder an Billigflieger, die eine Myriade von Winnies für ein Brückenwochenende an die mediterranen Strände ihrer Jugend beförderten. Oder an komplexere Situationen wie etwa die, dass man bei der Abfertigung eines Flugzeuges die Standardgewichte von sechshundachtzig Kilo für einen männlichen Passagier anpassen muss, wenn eine irische Rugby-Mannschaft mitfliegt, weil diese Schränke, die locker über einhundert Kilo wiegen, ansonsten die Maschine aus dem dem Trimm bringen. Wer weiß? Vielleicht sind darunter Sams Urenkel mit ihren Freunden, die nach Paris fliegen und neben denen der asketische Sam wie eine Vogelscheuche ausgesehen hätte.

Wenn man jenseits der vierzig noch einmal zurück auf Los geht und sagt, man wolle jetzt *auch etwas mit Kunst machen*, weil einen Literatur und Leben soweit abgefüllt haben, dass man damit endlich etwas Unvernünftiges anstellen kann, so darf man kaum damit rechnen, ernst genommen zu werden. Wie auch, so ganz ohne *Unbewegliches*? Die Wahrscheinlichkeit, dass man sich nach den gängigen Wertvorstellungen lächerlich macht, ist ziemlich groß. Damit erfüllt man bereits eine wichtige Voraussetzung für den geglückten Absprung.

Man muss das Lachen über das Lächerliche so ernst nehmen, dass man aufrichtig miteinstimmt, wenn auch aus anderen Gründen.

III

Was nach dem vierzigsten Sommer nicht nur zur Berechnung der Rente zählt, ist, was und wie viel davon man angehäuft hat. Ob es reicht. Ob man sogar dieses *Unbewegliche*, etwa in Form von Immobilien, hinterlassen wird. Was weniger zählt, ist, was einen erfüllt. Der Schöngeist in mir will das Ordinäre meiden, aber bei dieser landläufigen Auslegung der Existenz verkommt das Leben zur Frage, wie groß schlussendlich der Haufen sein wird, den man gemacht hat.

Wenn man einfach noch einmal aufbricht, aus dem bisherigen Leben herausschlurfend oder mit Schwung, als ginge man in der großen Schulhofpause auf die Freie Straße zum Bäcker, hilft es, sich darauf einzustellen, dass die Mehrheit derer, mit denen man es bisher zu tun hatte, zwischen skeptisch und spöttisch oszillieren wird. Es ist ziemlich schwer zu unterscheiden, ob sie dies aus Fürsorge tun oder aus der Befürchtung heraus, selbst eine Ausfahrt verpasst zu haben. Nicht zuletzt sind sie es ihrem Selbstbild schuldig. Say it again, Sam:

„Künstler sein heißt in einem Maße scheitern, in dem kein anderer zu scheitern wagt.“

Das sind für mich diese Menschen, die mit ihrem Auto im Urlaubsmonat Juli etwa in die französischen Pyrenäen fahren und in einer Serpentinenkurve picknicken. Sie warten auf die Tour de France, lassen das Peloton an sich vorbeidefilieren und kommentieren, warum der eine oder andere Radrennfahrer eingebrochen ist. Sie wissen immer alles besser, gerade weil sie Zeit haben, da sie selbst nichts versuchen, was Zeit kosten würde. Wenn sie wieder im Auto sitzen und bergab rollen, kommen sie ins Philosophieren.

Was wäre wenn und überhaupt und so.

„Würdest du bitte wenigstens der Kinder zuliebe auf die Straße achten und die Hände am Steuer lassen!“

IV

Es gibt natürlich auch Nächste, Familienmitglieder etwa, die einen auf dieser Exkursion ins Ich begleiten. Man kann sich zurecht darüber streiten, ob eine Castingshow das richtige Format ist, um künstlerische Naturen zu fördern. Aber was soll's. Dort sitzt eine fast achtzigjährige Mutter, die dem Moderator eines Gesangswettbewerbs Details zu ihrem fünfzigjährigen Sohn steckt:

„Ich hab's schon immer gewusst! So viel Talent hat er! Wie der als Kind gesungen hat! Auf den Familienfeiern!“

„Warum hat er nicht Gesang studiert?“

„Jemand musste ja die Metzgerei übernehmen. Und außerdem konnte er ja singen, auf den Betriebsfeiern oder im Verein.“

Inzwischen kann sie den Sohn zwar nicht mehr bei Jugend musiziert anmelden; die Klage der Mutter wegen Altersdiskriminierung ging erfolglos durch alle Instanzen bis zum Bundesverfassungsgericht. Aber sie weiß, wie alle Nächsten es immer wissen und es treu immer gewusst haben und sich einig sind: Er hätte das Zeug gehabt, *damals*.

Das ist zwar in aller Öffentlichkeit peinlich, doch hinter ihrer verschlossenen Stalltür hat die Familie diese wichtige Funktion. Sie bestätigt das künstlerische Können, indem sie kurzerhand ihre Ergriffenheit zur Kompetenz etikettiert.

„Also mir gefällt das! Ich würde es kaufen.“

Geschenkt!

Das ist ja gerade das Wunderbare an einer Familie, an all diesen Nächsten: ihre Autocomplete-Funktion im Leben. Sie denkt sich ihren Teil hinzu. Noch bevor man es selbst weiß, macht sie einen der Vollständigkeit halber zu dem, der man eigentlich sein müsste. Diese Fähigkeit ist so hoch entwickelt und effizient nach Jahrzehnten des Zusammenlebens und der Bekanntschaft, dass man irgendwann gar nicht mehr miteinander sprechen muss.

„Das waren jetzt beim Vorspiel eine Menge falscher Noten drin, aber wir wissen, dass er es auch richtig spielen kann. Neulich, als er es geübt hat, hat er nicht eine falsche Note gespielt! Nicht eine einzige! Ich schwör's!“

Genau diese Nachsicht und Großzügigkeit der Nächsten ist Gift. Gerade, weil unter ihnen selten Skeptiker sind, solche, die *genau* hinhören oder hinschauen, um die Arbeit besser zu machen und nicht, um sich selbst besser zu fühlen, bekommt man nur das gesagt, was einen Amateur bleiben lässt. „Mit viel Pipi inne Auge,“ wie sie am Niederrhein sagen. Man wird zu einem, der glaubt, Kunst sei ein groß angelegter Akt von Befreiung, zumindest von Beseelung und Reanimationsmaßnahmen von

Angestellten, Beamten und Menschen in allerlei anderen Abhängigkeitsverhältnissen. Man glaubt, dass Kunst nur Emphase! und keine weitere Kunstfertigkeit im Umgang mit ihren Werkzeugen erfordere.

V

Kundschaft. Ich breche ab.